

BORN WITH HORNS

Leben im Schatten der Götter
Band 1

von Andrea Sparber



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin/des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

ISBN:

978-3-99152-326-0 (Paperback)

978-3-99152-334-5 (Hardcover)

978-3-99152-335-2 (E-Book)



© 2023 *Andrea Sparber*

Herausgeberin: Andrea Sparber

Autorin: Andrea Sparber

Umschlaggestaltung und Bild: Andrea Sparber

Lektorat / Korrektorat: Fiona und Lucas Stattin

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors/der Autorin:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online!



Gewidmet dem Licht meines Lebens!
Alex und Jass, Fio und Luc. Danke für eure Liebe,
Freundschaft und Unterstützung.

Jede Reise beginnt mit dem ersten Schritt, dachte ich laut, als ich die Tür aufschloss. Es war einer dieser Motivationsprüche, die ich auf Social Media immer wieder gelesen hatte und sich langsam in meinem Sprachgebrauch eingeschlichen hatte. Meine Reise begann lange, bevor ich überhaupt Schritte machen konnte. Diesmal schleppte ich mich schweren Schrittes in den Raum des schmutzigen Hotelzimmers, in das ich mich für einige Nächte eingemietet hatte. Ich schloss die Tür hinter mir ab und lehnte mich kurz an sie, als ich mich schlussendlich, nach Luft schnaubend, ins Badezimmer zu dem alten, schon längst vergilbten Spiegelschrank bewegte und ihn öffnete. Ich fühlte mich leer. Wie Sylvia Plath meinte: Ich kannte es nicht keine tiefen Gefühle zu haben. Selbst wenn ich mich leer erfuhr, fühlte ich diese Leere tief. Ich nahm eine der Tabletten aus der Verpackung. Ein zwielichtiger Typ hatte sie mir mal nach einem meiner unbezahlten Gigs zugesteckt. Er tauchte überall dort auf, wo auch ich war. Sein Name war Mark. Wir hatten denselben Bekanntenkreis, daher dachte ich, dass er vertrauenswürdig war. Trotzdem erschien er mir des Öfteren wie ein Stalker, der mir nachstellte. Wahrscheinlich war ich paranoid und er war in Wirklichkeit ein netter Kerl. Aber wie vertrauenswürdig konnte man schon sein, wenn man illegale Stoffe und rezeptpflichtige Medikamente verkaufte? Ich war gerade am Abbauen und Zusammenpacken meine Equipments. Er tippte mir auf die Schulter, sein fahles Aussehen ließ mich erschauern. So stand er in schwarzer Kleidung, mit Kapuzenpullover, seinen fettigen Haaren und der

Kapuze tief ins Gesicht gezogen vor mir. Er hielt etwas versteckt in der Hand, als er sich mit näherte.

« Hey Sam. », sagte er leise und reichte mir die Packung, »Das wird dir bestimmt beim Einschlafen helfen.«, ich griff danach und spürte sofort die Hitze in meiner Brust. Auch wenn ich keine Ahnung hatte, was es war, das er mir da in die Hand drückte, ich wusste, ich wollte nicht damit gesehen werden. « Danke! », nickte ich dem Typen verlegen zu und schob die Packung schnell in den Gitarrenkoffer und schloss ihn. Dann wandte ich mich sofort ab und verschwand hastig, bevor er ein Gespräch mit mir beginnen konnte. Ich hatte es nie so mit Pillen aller Art. Im Badezimmer hielt ich die Tabletten für einen Moment lang zwischen den Fingern gegen das Licht des Spiegelschranks, um sie zu begutachten.

«Komisch!», dachte ich laut, aber dieses Zeug war in unserer modernen Welt wie eine Währung geworden. Die einen brauchten Beruhigungs- und Schlafmittel, die anderen putschten sich auf.

Kokain hatte in der Unterhaltungs- und Medienbranche einen völlig normalen Stellenwert. Noch mehr, noch schneller, noch größer war die Mentalität! Menschen stachen sich auf offener Straße gegenseitig für dämliche Pillen ab. Vergaßen ihre Kinder wegen der Drogen und logen, um an noch mehr von diesem Zeug zu kommen. Es war schon eine seltsame Welt, in der wir lebten. Ich hatte das noch nie so recht verstanden. Auch wenn ich manche der Drogen selbst versucht hatte.

Das war mein Leben... Ich wohnte in einer dreckigen Kleinstadt. Eines dieser Nester, wo das Grau des Asphalt dem Grau der Fassaden an den Häusern ähnelte. Und ständig etwas Smog von den großen Schornsteinen der Fabriken im westlichen Teil

der Stadt in der Luft hing. Eine leicht gräuliche Wolkenschicht versperrte den Blick auf strahlend blauen Himmel. Die Wohnungen waren billig und hatten einen asphaltierten Innenhof ohne Grün. Oft dachte ich: Vielleicht war es nicht der Smog, der über den Dächern hing. Vielleicht waren es die von Verzweiflung verpesteten Seelen der traurigen Wesen, die in diesen Häusern leben mussten. Ich malte mir solche Gedanken sehr bildlich aus und zeichnete sie in mein kleines ledergebundenes Skizzenbuch. Es war eines dieser Viertel mit schlechten Graffitis an den dreckigen Fassaden und dem Geruch von Hundepisse an den Ecken. Während sich im anderen, im aufpolierten Teil der Stadt die Kunstmeile, Museen und Nobelboutiquen befanden. Attraktionen, die gut betuchte Touristen anziehen sollten. Taten sie aber nicht. Es war ein vergeblicher Versuch der Stadt, ihr Image ein bisschen aufzupolieren. Die Geschäfte standen leer und Alles war farblos und trist geworden. Die Mieten waren überteuert, weshalb die neu renovierten Wohnungen ebenfalls unbesetzt waren. Also ließ man die Gebäude leblos und verfallen. Meine kleine Kellerwohnung am anderen Ende der Stadt schimmelte währenddessen vor sich hin. Eines der beiden vergitterten Fenster in der baufälligen Bude ließ sich nicht mehr richtig schließen. Deshalb hörte man oft den Wind in die Behausung pfeifen. In so einer brüchigen Bude musste man kreativ werden. Nur deshalb konnte ich sie mir überhaupt leisten! Die klapprige Plastikfalttür, die das Badezimmer vom Wohnbereich trennte, hing müde und traurig in den Raum hinein und die Secondhandmatratze am Boden war schon lange durchgelegen und fleckig. Trotzdem war sie das Beste, das mir zur Verfügung stand. Gestapelte, bemalte Kartons boten mir etwas Stauraum. Ich hatte sie in Holzoptik bemalt. Wenn es trotzdem immer ein

klein wenig so aussah, als würde ich gerade ausziehen wollen. Ein bisschen fühlte es sich auch so an. Ich war es ebenso Leid, arm und krank zu sein. Meine Mikrowelle und die frei stehende Herdplatte, auf der ich eher weniger häufig kochte, standen auf einem Brett, das von einigen Ziegelsteinen gehalten wurde. Der notdürftig reparierte Kühlschrank in der Ecke zeigte offenherzig seine Kabel und Kupferrohre. Die meiste Zeit ernährte ich mich ohnehin vegan, von Chips und Energydrinks. Auch die Abflussrohre der anderen Wohnungen mündeten hier. Man könnte behaupten, mein Wohnungseinrichtungskonzept verfolgte ein spartanisches Modern Industrial Interior Design. Was in meinem Leben im Grunde nur bedeutete, dass die angrenzende Baustelle schlecht abgesichert war. Irgendwoher hatte ich die Gabe gewonnen, aus noch so misslichen Situationen das Beste zu machen und die Dinge mit Humor zu nehmen. Egal wie schlecht sie schienen. Irgendwas fand ich immer, um über die Situation lachen zu können. Etwas, das ich mir schon früh im Leben beigebracht hatte. Ich redete mir ein, dass mit den paar vernachlässigten Schattenpflanzen in den Ecken, meinen Musikinstrumenten, Staffeleien und den Pinseln im Raum es sogar ein klein bisschen 70er-Jahre Künstlercharme ausstrahlen würde. Das redete ich mir zumindest ein! Janis und Jim hätten kein Problem damit gehabt, in diesem Raum Inspiration zu finden. Vielleicht hätte Jim seine Band sogar nach der traurig in den Raum hängenden Plastikfalttür genannt. *The folding plastic doors*. Es war ein tröstender Gedanke, dass *people are strange* auch hier hätte entstanden sein können. Für meinen Geschmack hauste ich zu lange so, als dass ich daraus noch irgendwie Inspiration schöpfen hätte können. Es war frustrierend. Die dunklen Räume ohne Aussicht. Es passte zu gut zu meinem Leben.

Jeden Abend hörte man durch die Wände deutlich, wie der betrunkene Nachbar von oberhalb seine Frau und seine Kinder misshandelte. Nur nicht donnerstags. Donnerstags kam er singend und erst spät in den hallenden Treppenaufgang gestolpert. Nicht weniger betrunken, doch meistens weit besser gelaunt. Leider konnte ich mir zu gut vorstellen, woran das lag. Die Heizungsrohre gluckerten nachts laut und wann auch immer jemand im Haus die Spülung der Toilette betätigte, rauschte das Wasser hallend durch die Rohre, die durch meine Wohnung führten. Ich hatte mich nie so richtig an den Klang gewöhnt. Oft schnellte ich nachts instinktiv kampfbereit hoch. Allerdings waren mir diese Geräusche weit lieber als das Weinen, die Schreie, Schläge und Hiebe, die ich von der Nachbarnswohnung vernehmen konnte. Es erinnerte mich zu sehr daran, wie ich selbst aufwachsen musste. Mir kamen die Schreie so furchtbar bekannt vor. Zu Hause war kein sicherer Ort. Nie werde ich die Angst vergessen, die sich in mir aufatet, wenn ich Schritte hörte, die sich meiner Zimmertür näherten. Wie der Puls schneller wurde und ich versuchte leiser zu atmen. Selten kam etwas Gutes durch diese Tür. Tatsächlich hatte ich die Frau des betrunkenen Nachbarn darauf angesprochen und ihr meine Hilfe angeboten. Ich hatte meinen gesamten Mut dafür aufgebracht. Auch, weil ich sonst nicht viel mit Menschen zu tun hatte.

« Wegen der Kinder... », meinte ich damals mitfühlend zu ihr. Sie schimpfte nur laut und meinte, ich solle mich nicht einmischen. Dass das nicht mein Problem wäre. Dass ich doch auch gar keine Ahnung hätte und ich solle mich doch zum Teufel scheren, wo ich hingehörte.

« Dreckiges Lesbenpack! », fügte sie fauchend hinzu. Seither grüßten wir uns nicht mehr. Meist sah ich nur betroffen zu

Boden, wenn ich an der Familie vorbeigehen musste. So auch sie. Es war bereits Abend geworden. Die Nacht schenkte mir eine vertraute Sicherheit. Ich legte die Verpackung der Tabletten an den Waschbeckenrand. Danach drehte ich das Wasser in der Dusche auf. Heiß. Richtig heiß! Schnell beschlugen die Spiegel von der Hitze. Mit leicht zitternden Händen betrachtete ich die nächste Pille im grellen Licht der Lampe. Bevor ich sie mir kurzerhand in den Mund steckte und mit einem großen Schluck Wasser runterspülte. Als Nächstes fummelte ich sorgsam die einzeln verpackten Klingen aus der kleinen Kosmetiktasche, die ich mir für diese Reise gepackt hatte und legte sie neben die Tabletten auf das Waschbecken. Es war das Einzige, worüber ich wirklich Kontrolle hatte in diesem Leben. Herrschaft über die scharfe Klinge in meiner Haut. Schon als Teenager hatte ich damit angefangen. Es war ein Ventil. Das erste Mal war ebenfalls unter der Dusche und ich spürte auch damals das stechend heiße Wasser auf meiner Haut. Es tat so gut, nachdem ich mich die ganze Nacht lang in den kalten Straßen herumgetrieben hatte. Erst zog ich die Klinge nur vorsichtig über die Haut. Mir gefiel das Gefühl, deshalb drückte ich fester. Ich sah zu, wie das Blut an meinem Körper herunterlief und im Abfluss verschwand. Es war ein Gefühl von tiefer Faszination, gemischt mit göttergleicher Erhabenheit. Einige Tropfen fielen auf die weiße Keramik des Duschbodens und bildeten dort rote Ringe, die allmählich vom Wasser fortgespült wurden. Ich musste mich beeilen! Ich konnte nicht riskieren, dass jemand das Blut entdeckte. Also schrubbte ich mich schnell ab und stieg aus der Dusche. Das Handtuch war voller Blutflecken, nachdem ich mich abgetrocknet hatte. Also stopfte ich es in den Müllbeutel statt in die Wäschetonne. So, dass Mama es nicht entdecken würde. Sie

hasste es, wenn irgendwo Flecken waren. Danach zog ich meine Kleider an und verließ die Wohnung wieder, noch ehe meine Mutter von der Arbeit nach Hause gekommen war. Es war ein unheimlich befreiendes Gefühl, doch gleichzeitig fühlte ich mich schuldig. Es war eine Möglichkeit, mich zu vergewissern, dass ich noch am Leben war. Um es philosophischer auszudrücken:

Ich blute, also bin ich!

Ich schaltete die Musik an und setzte mich auf den rauhen, kalten Fliesenboden des Motelbadezimmers. Mein Smartphone und den von mir mitgebrachten Hammer platzierte ich fein säuberlich auf den Boden vor mir. Aus Gewohnheit scrollte ich noch mal durch Instagram. Ich hatte schon längere Zeit nichts mehr gepostet. Auch aus dem realen sozialen Leben hatte ich mich mittlerweile völlig zurückgezogen. Dabei fühlte ich mich noch nicht mal einsam. Mir fehlte es nicht. Es war wie eine lang ersehnte Ruhe. Trotzdem war es ein Stück weit, als scrollte ich durch mein Leben. So wie man in einfacheren Zeiten durch Fotoalben blätterte. Derweilen betrachtete ich die vielen von mir geposteten Aufnahmen. Schnappschüsse und aufpolierte Bilder und Storys, die allerdings nur einen Abschnitt meiner Geschichte erzählten. Den schillernden Teil. Den Teil, den ich mit anderen teilte. Auf einem der Instagrambildchen lächelte ich breit. Niemand wäre je auf die Idee gekommen, was in der Nacht zuvor passiert war.

Ich war gerade auf dem Weg von einem Auftritt nach Hause und fühlte mich total ausgelaugt. Die Musik hatte mich an diesem Abend besonders in den Bann gezogen und ich habe alles um mich herum vergessen. »Solche Abende waren wertvoll!«, dachte ich noch, danach kehrte die harte Realität mit

voller Wucht zurück und ich merkte, wie erschöpfend und auslaugend es für mich war. Ich wollte mich nur einen Moment lang ausruhen, als ich hinter mir ein Geräusch hörte. Ich drehte mich um, aber sah niemanden. Das Geräusch war definitiv da! Mein Herz begann zu rasen und ich spürte, wie die Panik in mir aufstieg. Ich neigte zu Panikattacken. Atemnot, Angst, Herzrasen, Schwindel, Übelkeit. Das volle Programm! Trotz ausgewogener Ernährung, ausreichend Schlaf und allem, was man mir sonst so zur Lösung meines Problems vorbetete. Nichts davon hatte bisher geholfen. Vorsichtig ging ich weiter durch den Park, aber es war niemand da, außer mir. Dennoch hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden. Mit klopfendem Herzen ging ich weiter und wie aus dem Nichts traten drei dunkle Gestalten aus den Schatten der Bäume hervor.

« Hey Süße! », rief mir einer von ihnen entgegen,

« So spät alleine unterwegs?! »

Ich denke, es gibt nichts Furchterregenderes für eine Frau, als wenn ein Mann fragt, ob du allein unterwegs bist. Ein Eindruck, den sich Männer wohl niemals ausmalen werden können. Ich antwortete nicht und ging stumm vor Angst weiter. Sie ließen nicht locker.

« Hey Süße, willst du nicht ein bisschen bei uns bleiben? »

« Komm schon lass uns bisschen Spaß haben! », schrie ein anderer, sie kamen näher auf mich zu und ich beschleunigte meine Schritte.

« Bleib doch ein bisschen bei uns! », sie wurden schneller.

Ich begann zu laufen. Der schwere Gitarrenkoffer in der Hand und die Erschöpfung in meinem Körper machten es mir schwer voranzukommen. Die Männer liefen auch. Sie verfolgten mich und stellten mich an einer Ecke wie ein Rudel hungriger Löwen.

« Verrat uns doch deinen Namen, Prinzessin. », meinte einer von ihnen, während er mich am Oberarm festhielt. Ich hasste es, wenn mich jemand Prinzessin nannte. Ich riss meinen Arm aus seinem Griff und schrie laut nach Hilfe. Er drückte seine ekelig stinkende Hand auf meinen Mund und mich damit gegen die Wand. Ich musste würgen. Mein Kopf schlug gegen die Fassade.

« Du verhältst dich jetzt mal ganz ruhig! », sein Ton war eindringlich und er drückte sich bedrohlich an mich. Mein Körper verspannte und ich nickte leicht. Als er schlussendlich seine Hand von meinem Mund nahm, stieß ich ihn weg, schleuderte den beiden anderen den Gitarrenkoffer entgegen und fing an, so schnell ich konnte zu laufen. Sie fluchten, während sie mir hinterherliefen. Ich konnte kurz aus ihrem Sichtfeld verschwinden und nutzte die Gelegenheit und zwang mich durch die schwere Tür, die zu einem Parkhaus führte. Ich hörte trotzdem nicht auf zu laufen und hastete wie wild geworden die Stufen hinunter, um ihnen zu entkommen. Ich rannte, so schnell mich meine müden Beine tragen konnten. Die Schritte der Männer hallten durch das ganze Parkhaus und ich hörte sie miteinander reden. Sie waren mir dicht auf den Fersen. Ich hatte keine Wahl, ich musste es bis zur Kellertür schaffen, wo ein Notausgang zur anderen Seite der Straße führte. Gerade als ich die letzten Stufen nahm, rutschte mein Fuß ab, knickte um und ich stürzte der Länge nach runter.

Der Aufprall raubte mir den Atem und als ich versuchte, mich aufzurappeln, dabei spürte ich einen heftigen, stechenden Schmerz in meinem Arm. Ich blickte an mir hinunter und sah, dass meine Hand komplett verdreht war. Für einen Moment blieb ich regungslos liegen und lauschte, bis sich die hallenden Schritte entfernten. Offensichtlich hatte ich mir beim Sturz die

Hand gebrochen und auch das Knie schmerzte. Ich hievte mich auf und schlich gedemütigt, vorsichtig und verletzt nach Hause. Ich war am Tag danach noch immer in Schockstarre und hatte die Hand auch nicht behandeln lassen. Trotzdem musste ich den Auftritt spielen, um irgendwie an Essen und bestenfalls an etwas Bargeld zu kommen. Es war ein kleiner Gig. Der erste bezahlte seit langer Zeit und ich konnte das Geld gut gebrauchen. Ich hatte gerade mal wieder meinen Job gekündigt. Natürlich, um mich voll und ganz auf meine Musik konzentrieren zu können. Berühmte letzte Worte für viele, die keine Jims oder Janis sind. Ich hatte schon viele Jobs hingeschmissen und zog von Jobangebot zu Jobangebot, nur damit ich mir meine Leidenschaft finanzieren konnte. Immer noch versteuerte man Arbeit, Reichtum jedoch nicht, sodass die Reichen reicher und die Armen stetig ärmer wurden. Es fühlte sich für mich so an, als hätte ich weit weniger Energie zur Verfügung als andere. Ich konnte nicht riskieren, dass mir ein Job all meine Lebensenergie rauben würde. Und meine Zeit. Das Hamsterrad war die kreative Hölle für mich. Ich war nicht gemacht für ein normales Leben. Für das Haus mit Garten, den obligatorischen 2,5 Kindern, Eisbergsalat zum Abendessen, dem wöchentlich penibel geplanten Donnerstagssex, wenn der Nachwuchs beim Karate war und dem gepflegten weißen Palisadenzaun. Mag sein, dass es Künstler gibt, die vierzig Stunden die Woche in ihrem Brotjob arbeiten, all das haben und trotzdem ihrer Kunst nachgehen konnten. Ein Sozialleben hatten, Zeit für sich und Selbstreflexion und sich womöglich auch noch ehrenamtlich in der Gemeinde engagierten. Ich war keine dieser Künstlerinnen! Eher die Sorte Panikattacken, Augenringe, Chaos und stilles Leid. Das konnte man auf den Instagrambildern allerdings nicht erkennen. Ich war gut

geworden im Aufrechterhalten der Fassade. Den Rest regelten die Filter in der App. Apps wie *FaceApp*, mit der man für Social Media sein gesamtes Aussehen verändern und verschönern konnte, wurde über 120 Millionen Mal heruntergeladen. Mit dem Aufleben von Instagram hatten wir noch mehr begonnen, uns zu vergleichen. Seit der Entstehung der App hatten sich die Anzahl an Schönheits-OPs um 74 % erhöht und es waren gerade Mal 10 Jahre vergangen. Das führte dazu, dass wir alle immer und immer gleicher aussahen. Oberflächlichkeiten. Das war alles, was die Menschen zu dieser Zeit interessierte. Du musstest dich verkaufen können und den Leuten eine gute Show liefern! Sie unterhalten! Diese kaputte Social Media Welt zeigte nur zu deutlich den Verfall unserer Gesellschaft und ich hinterfragte sie kritisch. Gleichzeitig nutzte ich sie aber auch täglich als einziges Werkzeug zur Außenwelt. Es wunderte mich nicht groß, dass sich jeder Dritte selbst mit Depressionen diagnostizierte und psychische Erkrankungen gerade trendeten. Die Kinder und Jugendlichen dieser Zeit wurden in Leistungssystemen unter Druck gesetzt und hielten dem regelmäßigen Vergleich untereinander nicht stand. Suizidprävention war an jeder Ecke zu finden, doch nichts veränderte sich. Hashtag Nummer eins auf Social Media. Eine braune Masse aus Neid, Ignoranz und Gier verkleidet im moralischen Deckmantel der Gemeinschaft schien uns zu erdrücken.

Ein seelenfressendes Monster, das die industrielle Weiterentwicklung unseres Jahrhunderts erschaffen hatte und uns in einem kapitalistischen System in Gefangenschaft hielt. Wenn man diesen Mist, der gepostet wurde, ernst nahm, wurde man eindeutig als Kind nicht oft genug umarmt. Ich war wohl eines dieser Kinder. Ausgeliefert an das System. Ich war aufgewachsen mit Technik und konnte mir ein Leben ohne sie nur

noch schwer vorstellen. Es war auch einfacher, vor dem Handy zu sitzen, sich selbst zu hassen und wütend auf die Welt zu sein, als sich so zu zeigen, wie man wirklich war und dafür vielleicht bei jedem Fehltritt verurteilt zu werden. Ich starrte die Bilder noch eine ganze Weile lang an. Bis ich in einem Anflug von tiefer Wut den Hammer schnappte und einige Male wie verrückt auf das Smartphone einschlug. All mein Hass auf die Welt verbargen sich in diesen mächtigen Schlägen. Was hatte ich dieses Leben satt.

Keinen Moment länger wollte ich mehr hier fristen müssen. Es zersprang. Ich schlug so hart auf dieses Werkzeug zur Außenwelt ein, dass die alten Fliesen am Boden absplitterten und wegsprangen. Es war egal! Ich würde mich nicht mehr darum kümmern müssen, sie zu ersetzen. Ich stand auf und blickte in den Spiegel, der vom heißen Dampf der Dusche fast gänzlich angelaufen war. Es war so, als würde mir mein vernebeltes Spiegel- ich zu nicken. Also nahm ich die Aluminiumverpackung, drückte eine weitere Tablette raus und schluckte sie ohne Wasser. Ich hatte an dem Tag nichts gegessen, weshalb das Aufprallen dieser Tablette in der Magensäure von einem dumpfen, ausstrahlenden Schmerz im Magen begleitet wurde.

« Igitt! », zischte ich leise, als die Säure meine Speiseröhre hochkroch. Ich zog mich aus und betrachtete mich im Spiegel. Ich war so dünn geworden, dass sich meine Rippen klar in der Haut abzeichneten. Ähnlich dem in den 90igern in Mode gewesenen Heroinlook, auf den nun plötzlich alle wieder abfuhr. Bei mir war es allerdings keine Absicht. Mein Busen hatte unter der Gewichtsabnahme gelitten, er war kleiner und die überschüssige Haut legte sich über meinen pastellbraunen Brustwarzen in kleine Falten. Meine dünnen dunkelbraunen Haare hingen mir ins Gesicht und umschmeichelten mein her-

vorragendes Jochbein, das mich noch dünner wirken ließ. Ich stieg unter die Dusche. Das heiße Wasser lief über meinen Körper und ich genoss das Gefühl des Aufpralls auf meinen Schultern und Brüsten. Wie Stiche auf der Haut. Dabei spürte ich, wie die Anspannung eines gesammelten Lebens allmählich meinen Körper verließ. Bald würde alles vorbei sein. Bald würde ich meine Ruhe finden. Ich schloss die Augen und ließ das Wasser über meine Haare und das Gesicht laufen. Ich war nicht mehr wütend. Ich war traurig. Ich hatte Mitleid mit mir. Es tat mir leid, dass ich nicht schon viel früher den Mut dazu hatte, all das zu beenden. Doch plötzlich fiel mein Blick auf die Klingen, die neben dem Waschbecken lagen. Alles war unglaublich ruhig, als ich sie nahm. Stille zwischen den Fallenden tropfen der rauschenden Dusche. Ein Moment der Klarheit. Ich wusste genau, was ich zu tun hatte! Es war die einzige Möglichkeit. Also hielt ich sie mir an die Pulsadern.

« Zur Seite für Aufmerksamkeit, nach unten für Effizienz! », murmelte ich vor mich hin. Es war eines der Zitate aus meinem Lieblingsfilm. Einen Moment betrachtete ich die Klinge in meiner Hand. Sie war noch neu und glänzte. Ich lächelte sie an, als wäre sie ein guter Freund und irgendwie war sie mir das auch. Dabei spürte ich, wie ich langsam müde wurde. Ein Gefühl, als wäre ich in Watte gepackt. Meine Augen wurden langsam schwer und mein Körper wollte sich endlich entspannen. Nun war der Zeitpunkt gekommen, die restlichen Tabletten zu nehmen. Ich legte die Klinge zur Seite, griff nach den Pillen und schluckte sie. Eine nach der anderen, bis die Packung leer war. Für einen Moment lang schloss ich noch mal die Augen und versuchte nachzufühlen, was in mir vorging. Mir bewusst zu machen, was hier gerade passiert. Mich noch ein letztes Mal zu hinterfragen, zu versichern, ob

ich das wirklich wollen würde. Aber nichts tat sich in mir auf. Nichts. Leere. Kein Leben, das filmhaft vor meinen inneren Augen ablief, wie man es so oft gehört hatte. Keine liebevollen Erinnerungen oder besonderen Momente oder Menschen, die ich lieb gewonnen hatte. Nur ich, das heiße Wasser und die endlose Leere meines Inneren. Als Kind war ich davon überzeugt, dass, wenn man einen festen Schlag auf den Kopf bekam, man Sterne sehen würde. So wie der Kojote in den Zeichentrickserien, wenn er einen Felsen auf den Kopf bekam. Ich hätte mich auch schwören getraut, dass ich schon mal Sterne vernommen hatte. Als ich das Zimmer nicht zusammengeräumt hatte und Mama einen besonders schlechten Tag hatte. Unsere Launen waren meist von ihrer Stimmung abhängig und die war unberechenbar. An schlechten Tagen hatte sie oftmals Wutausbrüche, doch damals war es besonders schlimm. Sie öffnete die Kästen und warf alle meine Sachen raus. Dann riss sie die Schubladen aus dem Tisch, verteilte den Inhalt am Boden und schoss sie mir entgegen, bevor sie schimpfend alles in einen Müllsack stopfte. Die Lade traf mich mit der Kante an der Wange und die Haut dort platzte auf. Ich blutete stark und durch die Tränen in meinem Gesicht verteilten sich die Tropfen am Boden. Mama war wütend, dass ich den Teppich voll blutete und schlug einige Male fest gegen meinen Kopf. Da hatte ich Sterne gesehen! An einige Dinge aus dieser Zeit konnte ich mich später nicht mehr erinnern. Ich litt unter Gedächtnislücken. Die Ärzte meinten, es wäre nicht wegen der wiederholten Schläge an den Kopf gewesen, sondern wegen einer posttraumatischen Belastungsstörung, die ich in der Zeit erlitten hatte. Vielleicht lenkten mich aber auch nur die Sternchen, die

ich sah von bestimmten Erlebnissen ab. Ich hatte ihr bestimmt einen Grund geliefert. Sagte sie mir zumindest immer! Ich hatte es provoziert. Im Grunde war es besser, den Mund zu halten oder einfach nicht zu Hause zu sein. Ganze Jahre waren aus meinem Kopf und meiner Erinnerung verschwunden. Ausradiert. Aber die traumatischen Erlebnisse spiegelten sich deutlich in meinem Verhalten wieder. Ich war aggressiv und wütend. Oft wusste ich nicht warum. Diese Wut richtete ich in erster Linie gegen mich selbst und gegen wehrlose Gegenstände. Außer ich hatte getrunken, dann wurde ich schnell handgreiflich. Das Einzige, was mich immer schon beruhigt hatte, war Musik. Ich sang. Wenn ich Angst hatte, nervös war, wütend war. Manchmal mit Fingern in den Ohren und geschlossenen Augen, um nicht zu hören, was neben mir gerade passierte. Erst lang später hatte ich irgendwo gelesen, dass Singen das Zentrum im Gehirn blockieren sollte, wo das Angstempfinden sitzt. Als ich ein Teenager war, verprügelte mich sogar mein Stiefvater. Nicht heimlich hinter verschlossenen Türen, sondern vor der Wohnung, in der wir lebten. Alle Nachbarn mussten die Schreie und das Weinen gehört haben. Er schlug immer wieder zu. Selbst als ich zusammengekauert am Boden war. Er trat auf meinen Kopf ein, bis ich ganz ruhig liegen blieb und nur noch wimmern konnte. Noch nie fühlte ich mich so gedemütigt, so herabgewürdigt wie in diesem Moment. Er war ein herzloser Narzisst, doch meine Mutter fand ihn aus irgendwelchen Gründen gut. Wahrscheinlich, weil er ihr ein besseres Dasein versprach. Also holte sie ihn in unser Leben. Ihre Kinder waren ihm ein Dorn im Auge und das ließ er uns immer wieder deutlich spüren. Wir waren Dreck für ihn und das sagte er uns und unserer

Mutter auch so. Sie verteidigte uns nie! Aber immerhin zog sie ihn damals von mir weg, bevor er mich tottreten konnte. Nicht um mich, sondern um ihn zu schützen. Sie schloss und versperrte die Tür hinter ihnen sorgfältig und ließ mich auf diesem kalten Boden mit geschlossenen Augen liegen. Damals hätte ich mich wetten getraut, dass, sobald ich die Augen öffnen würde, ich wieder diese Sternchen um meinen Kopf tanzen sehen könnte. Ich sah sie aber nicht! Meine Kindheit war brutal, trostlos und chaotisch. Im Grunde wurde ich die ganze Zeit zwischen verschiedenen Familienmitgliedern herum geschoben und niemand wollte so richtig Sorge für dieses schwierige Kind übernehmen. Ich lebte mal dort, mal da. Schief mal auf einer Matratze, mal auf einer Couch. Ich hatte kein richtiges Zuhause. Somit auch keinen sicheren Rückzugsort. Nur Orte, an denen ich mich gerade aufhalten konnte. Als Teenager verbrachte ich viel Zeit auf der Straße. Man könnte sagen, das war mein Zuhause. Dadurch lernte ich viele verschiedene Arten von Menschen und Individuen kennen. Oft auch sehr trostlose Wesen. Kaputte Menschen. Menschen ohne Perspektiven. Ich hatte Perspektiven! Ganz klar. Ich war seit jeher eine Träumerin und war gesegnet mit einer unheimlich blühenden Fantasie, die mich immer wieder aus diesem Leid retten konnte. Zum Beispiel malte ich mir aus, wie viel besser und spannender mein Leben später erst wäre, wenn ich mal erwachsen war und meine eigenen Entscheidungen treffen dürfte. Wenn ich ein berühmter Rockstar war und viel Geld hätte. Ich experimentierte wie alle in meinem Umfeld mit Drogen herum und trank viel zu früh. Ich war gerade ein Teenager geworden und es war ein vorübergehender Ausweg. Schon damals plante ich meinen Suizid